



Leseprobe aus Fuchs, Umwelt – Bildung – Lebensführung,
ISBN 978-3-7799-7110-8 © 2023 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7110-8](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7110-8)

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung: „Du musst dein Leben ändern!“ (Rilke/Sloterdijk)	9
I: Natur und Umwelt. Der Mensch im Zwiespalt seiner Möglichkeiten zwischen Produktion und Destruktion (Hans-Peter Thurn)	13
1. Natur – Kultur – Mensch: Eine anthropologische Annäherung	16
2. Bilder von der Natur und der Umwelt: Ein erster Überblick	22
3. Unterschiedliche Möglichkeiten einer Natur- und Umweltgeschichte	31
4. Eingriffe des Menschen in die Natur: Beispiele aus der Umweltgeschichte	38
II: Stoffgeschichten und materielle Kultur	69
5. Erdgeschichtliche Grundlagen	71
6. Der Mensch und seine Grundbedürfnisse	76
7. „Energie bewegt die Welt“ (Julius Moshage)	87
8. Eine Zwischenbilanz: „Auf Kosten anderer“ (BpB)	92
III: Naturbilder und geistige Kultur als Grundlage des Verhältnisses von Mensch und Natur	99
9. Philosophische Bilder von der Natur	102
10. Naturbilder in den Naturwissenschaften	108
11. Das Bild der Natur in den Künsten und der Ästhetik	113
12. Eine Zwischenbilanz	126
IV: Gesellschaftliche Naturverhältnisse	131
13. Technik und Ökonomie	132
14. Ökologie und (Umwelt-)Politik	138

V: Bildung als Lebensführungskompetenz	145
15. Was ist Bildung?	146
16. Lebenskompetenzen, Daseinskompetenzen und Lebensführung	153
17. Natur und Umwelt in Bildungskonzeptionen: Einige Hinweise	158
18. Möglichkeiten einer Veränderung von Lebensführungen	166
Schlussbemerkungen	174
Literatur	176

Vorwort

Wolfgang Klafki, einer der einflussreichsten deutschen Bildungstheoretiker und Erziehungswissenschaftler nach dem Zweiten Weltkrieg, sprach schon vor Jahrzehnten in seinem Konzept der kategorialen Bildung von „epochalen Schlüsselproblemen“, mit denen sich der Einzelne und die Gesellschaft insgesamt auseinandersetzen müssen. Zu diesen Schlüsselproblemen zählte er unter anderem die Friedensfrage, die gesellschaftlich produzierte Ungleichheit, die Gefahren und Möglichkeiten der neuen technischen Steuerungs-, Informations- und Kommunikationsmedien und auch die Umweltfrage.

Glauten lange Zeit viele Menschen, Probleme mit der Umwelt ignorieren bzw. auf technische Weise lösen zu können, so dürfte sich dies inzwischen grundlegend verändert haben. Umweltpolitik ist zu einem wichtigen Politikfeld geworden, das quer zu den etablierten und traditionellen Ressorts liegt. Es geht um politisch zu regelnde rechtliche und ökonomische Fragen, und dies auf nationaler und internationaler Ebene, wobei ein Problem darin besteht, dass viele der getroffenen und beschlossenen Vereinbarungen zur Regulierung des Umweltverhaltens nicht eingehalten werden.

Neben dieser politischen Ebene spielt allerdings auch das Verhalten des Einzelnen und seine Lebensweise eine entscheidende Rolle. Man spricht von einer „imperialen Lebensweise“ und meint damit, dass Menschen des Globalen Nordens in einer Weise Ressourcen verbrauchen und die Umwelt schädigen, die zulasten der Menschen des Globalen Südens geht. Ein Problem in diesem Zusammenhang besteht darin, dass das Wissen über den Grad der Umweltzerstörung zwar umfangreich und weit verbreitet ist und es zudem zahlreiche staatliche Stellen und zivilgesellschaftliche Organisationen gibt, die ein solches Wissen erarbeiten und verbreiten; allerdings gibt es eine deutliche Lücke zwischen diesem vorhandenen Wissen und dem praktischen Handeln.

Neben der politischen Dimension der Regulierung des Umgangs mit der Umwelt spielt also das individuelle Verhalten des Menschen eine entscheidende Rolle. Im Sinne von Wolfgang Klafki handelt es sich um eine wesentliche Bildungsfrage. Versteht man unter Bildung die individuelle Disposition, sein Projekt des guten Lebens zu realisieren, versteht man Bildung also als Lebenskompetenz oder – genauer – als Lebensführungskompetenz, dann ergibt sich hieraus eine Verantwortung der Erziehungswissenschaft.

Dieser Gedanke ist natürlich nicht neu, insofern sich die Bildungstheorie immer schon mit der Entwicklung und Transformation der Welt- und Selbstverhältnisse befasst hat. Im Hinblick auf das Problem des Umgangs mit der Umwelt und der Natur gab es sogar eine Dekade „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ (BNE 2005–2014) der Vereinten Nationen. Zudem haben sich die wissenschaftlichen

Forschungsaktivitäten in diesem Bereich erheblich intensiviert, sodass sich jeder, der sich gründlicher mit diesen Fragen befassen will, mit einem kaum zu bewältigenden Umfang an Studien und Erkenntnissen konfrontiert sieht. Gleichgültig, ob man „Natur“ oder „Umwelt“ und ihr Verhältnis zum Menschen als Grundbegriffe wählt, muss man sehen, dass es kaum eine wissenschaftliche Disziplin gibt, die keine Relevanz bei diesem Thema hat. Natürlich sind die Naturwissenschaften und insbesondere die Lebenswissenschaften gefragt, Natur und Umwelt sind allerdings auch Gegenstände der Philosophie und der zahlreichen Sozial-, Human- und Kulturwissenschaften. Insbesondere ist ein historischer Blick auf die oft langsam voranschreitenden Prozesse notwendig, denn bei aller ökologischen Sensibilisierung für Fragen der Umwelt- und Naturzerstörung muss man feststellen, dass weltanschauliche Grundüberzeugungen und oft genug auch Fehlinformationen über historische Entwicklungen in ökologischen und dann auch pädagogischen Debatten eine Rolle spielen.

In dem vorliegenden Buch soll daher ein Zugang sowohl zu den realen Entwicklungen als auch zu den entsprechenden Diskursen in pädagogischer Absicht eröffnet werden. Angesichts der oben angesprochenen Fülle des Materials kann dies bestenfalls kursorisch geschehen, zumal der Autor in den jeweiligen Fachgebieten keine ausgewiesene Expertise hat. Ich stütze mich daher auf eine Auswahl entsprechender und anerkannter Fachliteratur, die einen Überblick über Entwicklungen und Diskurse in den jeweiligen Sparten gibt. Zudem wird sich zeigen, dass neue Leitbegriffe entstehen, die Konzepte und Handlungen in verschiedenen Gesellschaftsfeldern orientieren. „Nachhaltigkeit“ und „Zukunftsfähigkeit“ gehören ebenso zu diesen wie „Transformation“. Allerdings wird man sehen, dass aufgrund der Attraktivität dieser Begriffe Gruppen mit unterschiedlichen Interessen diese Begriffe unterschiedlich verstehen und benutzen, um ihre Interessen durchzusetzen.

Einleitung: „Du musst dein Leben ändern!“ (Rilke/Sloterdijk)

Es gibt im Leben jedes einzelnen Menschen immer wieder Anlässe, über sein Leben nachzudenken und Gründe dafür zu finden, die eigene Lebensweise zu verändern. Allerdings führen die besten Gründe nicht immer dazu, dies auch zu tun: Der Mensch handelt nicht immer vernünftig. Er tut dies nicht als Einzelner, es können sich aber auch Gemeinschaften dazu entschließen, unvernünftig zu handeln. Beispiele hierfür finden sich aktuell sowohl im Umgang mit der Corona-Pandemie als auch im Umgang mit der Umwelt. Man denke nur an das Scheitern bei der Festlegung und Einhaltung von Klimazielen trotz sich häufender Unwetter und profunden Prognosen, die eine unangenehme Zukunft voraussagen. Es gibt zudem vermehrt Hinweise darauf, dass es einen engen Zusammenhang zwischen dem Corona-Virus und zerstörerischen Formen des Umgangs mit der Natur gibt. Jeder Mensch könnte also erkennen, dass er nicht außerhalb der Natur steht, sondern ein Teil davon ist (vgl. Reichholf 2004): Der Umgang mit der Natur ist also auch ein Umgang mit sich selbst als (auch) Naturwesen.

Dass viele Formen unseres Naturverhältnisses – gerade in Gesellschaften des Globalen Nordens – zerstörerische Wirkungen – gerade in Regionen des Globalen Südens – haben, weiß inzwischen jeder. Man spricht von einer „imperialen Lebensweise“ und fordert stattdessen eine solidarische Lebensweise (Brand/Wissen 2017). Es gibt also definitiv keinen Mangel an Wissen über die Auswirkungen unserer Handlungen und Aktivitäten in und mit der Natur. Trotzdem fällt es uns als Gesellschaft und als Einzelnen schwer, angemessene Konsequenzen für unsere Lebensführung zu ziehen. Es gibt vielmehr einen eklatanten Widerspruch zwischen Wissen und Handeln.

Dies muss insbesondere die Politik und die Pädagogik interessieren. Die Politik mit den in ihr aktiven Menschen, Organisationen und Institutionen muss geeignete Rahmenbedingungen für das (Über-)Leben der Menschen schaffen, die Pädagogik wiederum steht in der Verantwortung, solche Kompetenzen zu vermitteln, die dem Einzelnen die Realisierung seines Projektes des guten Lebens ermöglichen (vgl. Fuchs 2019). Sowohl bei der politischen als auch bei der pädagogischen Aufgabe wird deutlich, dass es natürlich auch um Wissen über unsere Welt- und Selbstverhältnisse geht, doch haben auch andere Dimensionen unserer Persönlichkeit – wie etwa die Emotionalität, die Fantasie, die Wahrnehmungsfähigkeit, unser „moralischer Kompass“, unsere Fähigkeit, richtige Entscheidungen zu treffen und auch umzusetzen – Einfluss auf unsere Lebensgestaltung.

Ein Problem könnte darin bestehen, dass es nicht zu wenig, sondern zu viel Wissen über unsere Naturverhältnisse gibt und wir unsicher sind, wie welche Wissensbestände zu bewerten sind. Zudem gibt es gerade im Bereich des Umgangs mit der Natur immer noch vieles, was man nicht weiß bzw. werden nachweislich falsche Positionen als gesichertes Wissen verbreitet. Letzteres hat damit zu tun, dass unser Umgang mit der Natur sehr viel mit Macht und Geld, also mit Interessen zu tun hat.

Aus einer pädagogischen Sichtweise stellt sich daher die Frage, wie man mit dieser komplexen Gemengelage umzugehen hat. Denn es wird zu Recht erwartet, dass die Pädagogik und pädagogische Institutionen den einzelnen Menschen dabei unterstützen, richtige Entscheidungen über ihre Lebensführung zu treffen, und dies ist offensichtlich eine Frage von Bildung. Wolfgang Klafki (1985) sprach schon vor Jahrzehnten in seiner Bildungstheorie von „epochalen Schlüsselproblemen“, mit denen sich der Einzelne, die Gesellschaft und die Menschheit schlechthin konfrontiert sehen und die auch und gerade in der alltäglichen Lebensführung zu bewältigen sind. Frieden, soziale Gerechtigkeit und Umwelt gehören in seine Liste solcher Probleme. *„Bildung“ kann daher als Lebensführungskompetenz verstanden werden.* Es geht um die Gestaltung des eigenen Lebens, also um die Entwicklung und gegebenenfalls Transformation von Welt- und Selbstverhältnissen (vgl. Fuchs 2017). Dabei ist zu berücksichtigen, dass sich der Mensch (als gestaltendes Kulturwesen) immer im „Zwiespalt seiner Möglichkeiten“ (Thurn 1990) befindet, also etwa konstruktives und destruktives Handeln miteinander zusammenhängen.

Zum anderen sollten pädagogische Unterstützungsleistungen ihre Grundlage in gesicherten Wissensbeständen haben. Das Problem besteht hierbei nicht nur darin, dass es durchaus gravierende Veränderungen darin geben kann, was man als „gesichertes Wissen“ ansieht (man denke etwa an wissenschaftliche Revolutionen, aber auch an die ständige Weiterentwicklung durch Forschung). Zum anderen ist es unmöglich, als Einzelne*r über Expertise in den unterschiedlichsten Disziplinen zu verfügen, die sich mit dem Verhältnis von Mensch und Natur befassen. Man wird also zur Erarbeitung einer eigenen Position als Erziehungswissenschaftler*in weitgehend auf gut aufbereitete Wissensbestände in den verschiedenen Disziplinen zurückgreifen müssen.

Grundlage der hier vorgestellten Überlegungen ist eine anthropologische Bestimmung dessen, was Menschsein bedeutet (Fuchs 1998; Dux 2000; Fischer/Wiegandt 2010). Im Laufe der Anthropogenese hat der Mensch unterschiedliche Zugangsweisen zur Welt und zu sich entwickelt, so wie sie etwa Ernst Cassirer (1990) in seiner „Philosophie der symbolischen Formen“ analysiert: Sprache und Politik, Religion und Mythos, Technik und Wissenschaft, Kunst und Wirtschaft. Es handelt sich um Formen eines aktiven Eingreifens in die Natur (etwa mithilfe der Technik), es handelt sich aber auch um Formen der Erkenntnis der Natur, der Gesellschaft und des Menschen selbst. Nicht zuletzt spielt gerade bei

dem Menschen und vermutlich nur bei ihm eine wichtige Rolle, dass er ständig über sich und sein Verhältnis zur Welt nachdenkt und anspruchsvolle Konzepte und Narrative in den Wissenschaften und Künsten, in Religionen und Mythen entwickelt (siehe etwa Kirchhoff/Karafyllis 2017 sowie Teil III).

Gerade Letzteres ist auch in pädagogischer Hinsicht relevant, denn die Bilder, die der Mensch von sich und der Natur entwickelt, steuern letztlich auch sein Verhalten. Man kann daher danach fragen, welche Bilder wann und in welchen Regionen für welche Zwecke entstanden sind. Insbesondere interessiert in diesem Zusammenhang, welche Erklärungen es dafür gibt, dass Wissen und Handeln oft genug auseinanderklaffen.

Hilfreich ist hierbei ein Blick in die Geschichte: Gab es in früheren Zeiten bereits einen Klimawandel oder ein Artensterben und was waren die Ursachen davon (siehe etwa Reichholf 2008 sowie die Teile I und II)? Welche Spuren hat das Handeln der Menschen in der Natur hinterlassen? Welche Konsequenzen hatten Fehlentscheidungen? Man hat gezeigt, dass Gesellschaften untergingen, weil sie falsche Entscheidungen getroffen haben (siehe etwa Diamond 2000, 2005). Mit guten Gründen lassen sich also Lebensformen kritisieren (vgl. Jaeggi 2013). Spätestens an dieser Stelle wird man den aktuell viel diskutierten Begriff des Anthropozäns aufgreifen (vgl. Renn/Scherer 2017) und die Frage nach Nachhaltigkeit stellen müssen (vgl. Pufé 2012). Eine Herausforderung bei einer solchen historischen Zugriffsweise besteht darin, dass jede wissenschaftliche Disziplin bei einer historischen Annäherung einen je spezifischen Fokus hat, sodass die entsprechenden Darstellungen nicht immer miteinander kompatibel sind. Hilfreich ist allerdings, dass es eine Reihe anerkannter Gesamtdarstellungen gibt, die sich sowohl mit der Geschichte der Erde als auch mit der Rolle des menschlichen Umgangs mit der Natur und seinen Folgen befassen (etwa Radkau 2012; Uekötter 2021; Headrick 2021; Reichholf 2007).

Wie oben bereits erwähnt, entwickelt der Mensch als reflexives Wesen immer wieder Bilder, Konzepte, Narrative und Theorien über sein Handeln. Es entstehen zudem neue wissenschaftliche Disziplinen wie etwa die Ökologie (Heinrich/Hergt 1998; Radkau 2011) oder aktuell die Human-Animal-Studies, die sich speziell mit dem (problematischen) Verhältnis zu (nicht-menschlichen) Tieren befassen (Chimaira 2011). Es ist daher interessant, einen Blick darauf zu werfen, wie dies in den Wissenschaften, den Religionen oder Künsten geschieht, etwa welche Natur- und Menschenbilder zu unterschiedlichen Zeiten in verschiedenen Regionen entwickelt wurden. Solche Bilder spielen auch bei der Regelung des Umgangs des Menschen mit der Natur – etwa durch das Recht und die Politik – eine wichtige Rolle (vgl. Loske 2015). Insbesondere scheint es wichtig zu sein, falsche Leitbilder aufzuspüren. So finden sich kritische Diskussionen über verbreitete Leitbilder wie ein „Leben in Harmonie mit der Natur“ oder einem „Gleichgewicht zwischen Mensch und Natur“, wie es angeblich bei indigenen Völkern zu finden ist. Interessant sind auch Konflikte zwischen Positionen, die

zwar als gemeinsames Ziel den Schutz der Natur bzw. der Umwelt angeben, bei denen aber schnell deutlich wird, dass „Natur“ und „Umwelt“ sehr verschieden verstanden werden und daher die Ziele nicht übereinstimmen. Man wird also auch begrifflich Unterscheidungen treffen müssen und zudem die Vielfalt der Naturerscheinungen (etwa Boden, Klima, Tiere, Luft und die verschiedenen Nutzungs- und Ausbeutungsformen) berücksichtigen müssen.

Bei der Frage nach politischen Rahmenbedingungen unseres Umgangs mit der Natur geraten auch die vielen Akteure in den Blick, die in den entsprechenden Diskursen eine Rolle spielen. So gibt es eine große Zahl nationaler und internationaler Organisationen, einflussreicher Personen und wissenschaftlicher Beiräte, die Einfluss auf die Gestaltung von Rahmenbedingungen nehmen wollen und die im öffentlichen Diskurs der Medien Aufmerksamkeit für sich beanspruchen.

All diese Erkundungen zur Anthropologie, zur Geschichte, zur ideellen Verarbeitung und zu den politischen und gesetzlichen Rahmenbedingungen unseres Umgangs mit der Natur führen zu der Frage nach einer „Bildung für eine nachhaltige Entwicklung“ (BNE). Man kann sich hierbei auf vielfältige Überlegungen und Praxiserfahrungen stützen, so wie sie etwa in der entsprechenden Weltdekade der Vereinten Nationen angestoßen und entwickelt worden sind. Insbesondere interessiert dabei, wie ein pädagogischer Zugang zu der Umweltproblematik andere Zugänge (wie etwa ein historischer, soziologischer, psychologischer, technischer, philosophischer, naturwissenschaftlicher oder politischer Zugang) nutzen kann. Neben dem Aspekt des Wissens ist dabei das Problem der Bewertung und – damit verbunden – der Orientierung bei der Lebensgestaltung wichtig: Es geht also wesentlich um Fragen der Ethik (etwa Umwelt- und Tierethik, Fragen der Gerechtigkeit mit Tieren bzw. im Nord-Süd-Verhältnis). Insbesondere stellt sich im Kontext kultureller Bildungsarbeit die Frage nach den besonderen Möglichkeiten ästhetisch-künstlerischer Praxisformen.

Der vorliegende Text beansprucht nicht, zu den genannten Fragen und Problemen eine erschöpfende Antwort zu geben. Vielmehr soll auf Erkenntnisse und Debatten sowie auf einschlägige Literatur hingewiesen werden mit dem Ziel, bei der Entwicklung einer begründeten Position zu helfen. Das Buch ist zwar in pädagogischer Absicht geschrieben worden, doch ist eine Grundlage, dass Politik und Pädagogik zwei Seiten derselben Medaille sind (vgl. Fuchs 2017a). Gerade bei dem Thema Umwelt bedeutet dies, dass die Gestaltung politischer Rahmenbedingungen und die Gestaltung des individuellen Lebens nicht voneinander getrennt werden können: Die Entwicklung einer solidarischen Lebensweise (im Sinne von Brand/Wissen 2017) geht Politik und Pädagogik gleichermaßen an.

I: Natur und Umwelt

Der Mensch im Zwiespalt seiner Möglichkeiten zwischen Produktion und Destruktion (Hans-Peter Thurn)

Anlass dieses Textes ist das Problem, dass sich das Handeln des Menschen zerstörerisch auf die Natur und seine Umwelt auswirkt, wobei nicht nur die Natur in ihren verschiedenen Aspekten und Dimensionen, sondern damit auch die Lebensgrundlagen des Menschen selbst zerstört werden. Eigentlich sollte dies Grund genug dafür sein, dass der Mensch sein Handeln und insbesondere seinen Umgang mit der Natur kritisch reflektiert und verändert. Offensichtlich geschieht dies nicht oder zu wenig. Es stellt sich daher die Frage, wieso dies der Fall ist.

Eine mögliche Antwort darauf könnte darin bestehen, dass es in der Natur des Menschen liegt, gegen seine eigenen Interessen zu verstoßen. Man könnte daher versuchen herauszufinden, ob Untersuchungen über die „Natur des Menschen“ eine solche Antwort nahelegen. Eine Disziplin, die Reflexionen und Untersuchungen über die Natur oder das Wesen des Menschen anstellt, ist die Anthropologie. In der Tat gibt es eine reichhaltige Geschichte eines solchen Nachdenkens, denn schon das Orakel von Delphi in der griechischen Antike formulierte die Aufforderung: „Erkenne dich selbst!“ Es ist also nicht überraschend, wenn man eine Vielzahl oft spekulativer Annahmen darüber findet, was das Menschsein wesentlich ausmacht. Aussagen über Menschenbilder gibt es dabei sowohl in der Philosophie, aber auch in den Mythen, Religionen oder in den Künsten, und dies zu allen Zeiten und in allen Regionen der Welt (vgl. Golowin/Eliade/Campbell 2002).

Allerdings ergeben sich einige Probleme bei der Sichtung solcher Vorschläge. Zum einen gibt es erhebliche Differenzen zwischen den unterschiedlichen Menschenbildern, etwa in der Annahme, der Mensch sei grundsätzlich gut, oder in der entgegengesetzten Annahme, dass der Mensch von Natur aus böse sei. Im Hinblick auf sein Welt- und vor allem Naturverhältnis könnte beides als Begründung für schädigendes Verhalten gelten: Bei einem bösen Menschen würde ein zerstörerisches Verhalten nicht verwundern, allerdings könnte man nicht unbedingt unterstellen, dass er das Selbstzerstörerische an diesem Verhalten nicht erkennen würde. Ein guter Mensch wiederum könnte das Beste wollen, aber trotzdem Negatives bewirken. Daniel Headrick (2021, S. 7) beschreibt die Situation wie folgt:

„Die Weltbevölkerung hat sich mehr als verdreifacht. Konsumgüter sind reichlicher vorhanden, der Lebensstandard ist gestiegen, und neue Technologien haben das Leben von Millionen Menschen verändert. Straßen, Bahnstrecken, Flugplätze, Städte und Bergbau bedecken eine viel größere Fläche des Planeten. Ehemals bewaldetes Land ist in Weide- und Ackerland umgewandelt worden. Große Teile der Ozeane sind leergefischt und mit Müll und Öl verschmutzt. Die Atmosphäre enthält mehr Methan und Kohlendioxid. Viele Tier- und Pflanzenarten sind ausgestorben oder existieren nur noch in wenigen Exemplaren. Die Veränderungen auf der Erde seit 1928 sind weitgehend menschengemacht und gehen auf Kosten wilder Pflanzen und Tiere und Naturlandschaften“.

Als Überschrift seiner „Umweltgeschichte des Anthropozäns“ (so der Untertitel) wählt Headrick die Aufforderung des christlichen Gottes „Macht euch die Erde untertan“. Es geht also um Eroberung, um Macht und Herrschaft, und dies hat offenbar der Mensch in der Geschichte weidlich realisiert.

Vieles spricht also dafür, dem Menschen ein zerstörerisches Wesen zu unterstellen. Immerhin erwähnt Headrick in dem Zitat auch einige positive Auswirkungen menschlichen Handelns. Dies tut auch der Kulturosoziologe Hans-Peter Thurn (1990), wenn er den Menschen „im Zwiespalt seiner Möglichkeiten“, nämlich als Kulturbegründer und Weltzerstörer, darstellt. Es gibt offenbar eine Ambivalenz des menschlichen Handelns, sodass es sich lohnt, dieser Spur in der Geschichte des Verhältnisses des Menschen zur Welt und zur Natur nachzugehen.

Allerdings ergibt sich ein weiteres Problem, das darin besteht, dass man bei einem solchen Vorgehen bereits normativ eine Sonderrolle des Menschen in der Natur unterstellt. Genau dies wird allerdings in den letzten Jahren immer häufiger bestritten. Eher ausgewogen ist die Darstellung des Verhaltensbiologen Norbert Sachser (2021), der nicht bloß das Tier im Menschen findet (den Menschen also als Naturwesen beschreibt), sondern der auch den Menschen im Tier sucht und findet. Er weist auf die genetische Verwandtschaft des Menschen mit allen anderen Säugetieren hin, wobei insbesondere die genetische Verwandtschaft von fast 99 Prozent mit Bonobos und Schimpansen bemerkenswert ist (ebd., S. 17). Und weiter:

„Oder blicken wir auf den Aufbau des Gehirns: Er ist bei allen Säugetieren prinzipiell identisch. Insbesondere die stammesgeschichtlich alten Teile, etwa das limbische System, zeigen Übereinstimmungen bis in kleinste Details. (...) Oder die physiologischen Regulationssysteme: Bei allen Säugetieren einschließlich des Menschen sind es die gleichen Hormone, die es dem Organismus ermöglichen, mit Stresssituationen fertig zu werden, sich an wechselnde Umweltbedingungen anzupassen oder sich fortzupflanzen“ (ebd., S. 17f.).

Sachser weist auf diese Weise nach, dass und wie sich das wissenschaftliche Bild vom Tier fundamental verändert hat, „ganz gleich, ob wir ihr Denken, Fühlen oder Verhalten betrachten: Sie sind uns näher gerückt und wir ihnen. Es steckt sehr viel mehr Mensch im Tier, als wir uns vor wenigen Jahren noch haben vorstellen können“ (ebd., S. 239).

Noch weiter gehen Ansätze etwa in der neuen Disziplin der Human-Animal-Studies. Es wird der Vorwurf erhoben, dass bereits Disziplinen wie Anthropologie oder Moralphilosophie auf eine unzulässige Weise normativ die Besonderheit des Menschen hervorheben. Als Alternative wird vorgeschlagen, Anthrozoologie anstatt Anthropologie zu betreiben: Der Mensch ist als ein Tier neben anderen Tieren zu verstehen. Gründe für einen solchen Ansatz findet man dort, wo in der Geschichte bislang als spezifisch hervorgehobene Besonderheiten des Menschen (Sprache und Kommunikation, Emotionalität, soziales Verhalten, Werkzeuggebrauch etc.) auch bei Tieren nachgewiesen werden konnten (siehe etwa Precht 2018). Diese Ansätze werden sicherlich ernst genommen und weiter diskutiert werden müssen.

In diesem ersten Teil will ich mich auf eine Spurensuche begeben, inwieweit sich in der Geschichte des Naturverhältnisses des Menschen dessen Handeln produktiv oder destruktiv ausgewirkt hat. Dazu gehört, sich mit den unterschiedlichen Zugangsweisen des Menschen zur Natur ebenso zu befassen (Teile I und II) wie mit den Bildern, die er sich von sich und von der Natur gemacht hat (Teil III).

1. Natur – Kultur – Mensch: Eine anthropologische Annäherung

Zu den Grundbegriffen

Es ist eine legitime Anforderung an jeden Text, dass Klarheit darüber besteht, worüber geschrieben wird. Dies gilt insbesondere für die in der Überschrift genannten Grundbegriffe. Es gibt allerdings zwei zu berücksichtigende Probleme. Zum einen ufernt der Versuch einer definitorischen Festlegung rasch aus, denn man sieht sich mit dem Problem konfrontiert, dass Begriffe auch ihre Geschichte haben und im Laufe dieser Geschichte ihre Bedeutung gravierend verändern können. Man kann daher an der Geschichte des semantischen Wandels von Begriffen geradezu die Entwicklung der Philosophie oder der Einzelwissenschaften aufzeigen. Ein Beispiel für die Philosophie ist etwa das Historische Wörterbuch der Philosophie (Ritter/Gründer 1984, Bd. 6, S. 421–659), in dem auf 240 eng bedruckten Seiten der Begriff der Natur und damit zusammenhängende Begriffe historisch und systematisch abgehandelt werden. Die Ausführungen beginnen mit einem Hinweis auf den „vorphilosophischen griechischen Kontext“ des griechischen Ursprungsbegriffs *physis* (ebd., S. 421), etwa in der mythischen Dichtung bei Homer und anderen. Bereits in dieser Zeit lassen sich zwei Bedeutungen dieses Begriffs finden: einerseits die Bedeutung als Beschaffenheit und Wesen und andererseits die Bedeutung des Werdens, des Wachstums und des Wuchses. Eine so verstandene *Natur* ist zentraler Gegenstand der vorsokratischen Naturphilosophie, in der unterschiedliche Aspekte der Natur (Feuer, Wasser, Luft, Erde; vgl. Böhme/Böhme 2014) im Mittelpunkt stehen. Wichtig – auch für die folgenden Denker – ist bereits bei diesen Denkanstrengungen, dass versucht wird, eine Ordnung in der so verstandenen Natur zu finden, wodurch sich eine Verbindung mit den Begriffen des Logos und des Kosmos ergibt.

Auch der Begriff des Kosmos ist für die Folgezeit interessant, denn er hat die doppelte Bedeutung von Ordnung und Schmuck, sodass man ontologische, erkenntnistheoretische und ästhetische Dimensionen zusammen denkt. Diese Komplexität und Vielseitigkeit des ursprünglichen Naturbegriffs zeigen sich auch an den weiteren Begriffen, die in diesem Zusammenhang in dem genannten philosophischen Wörterbuch behandelt werden: Natur der Sache, zweite Natur, Naturrecht, Naturalismus, Naturgeschichte, Naturgesetzlichkeit, Naturmensch, Naturwissenschaft.

Als zweites Beispiel einer handbuchmäßigen Behandlung des Naturbegriffs wähle ich die acht Bände „Geschichtliche Grundbegriffe“ (Brunner/Conze/

Koselleck 2004, Bd. 4, S. 215–313), wo neben dem Begriff der Natur umfassend der Begriff des Naturrechts behandelt wird.

„Der Begriff ‚Natur‘ gehört zu den ältesten und vieldeutigen Begriffsbildungen der Geistesgeschichte. Konkret mit allem irdischen Wachsen und menschlichen Wesen verbunden, wird er ausgeweitet bis zur abstrakten Leerformel, in der jedes Mal neu ‚die Natur dieser Natur‘ festzusetzen wäre. ‚Natur‘ kann erst definiert werden, wenn man sie zu ihrem Gegensatz bestimmt: Natur und Geist, Natur und Geschichte, Natur und Kunst, Natur und Kultur, Natur und Sitte, Natur und Gott. Der Naturbegriff lässt sich nicht fassen ohne eindeutige Abgrenzung a) gegen den Geist, der die Bereiche des biologischen Lebens überragt; b) gegen die Kultur, die einen Wirklichkeitsbereich über dem Naturzustand schafft; c) gegen das Übernatürliche, das die Teilnahme der geschaffenen Naturen an einer höheren Naturordnung ermöglicht.

Mit dem Begriff ‚Natur‘ vermitteln wir daher 1) die gewordene und gewachsene Eigenart eines Lebewesens, analog zu Physis und ‚natura‘; 2) die Wesensart jedes Seienden, wie ihm diese von seinem eigenen Ursprung her zukommt (Wesenscharakter); 3) den naturgesetzlichen Bauplan jedes Seienden im Naturzusammenhang; 4) die Gesamtheit aller Wesen, die eine wertende Natur haben und sich zu einer Naturordnung zusammenfügen“ (so Schipperes 2004, S. 215).

Ich werde in Teil III ausführlicher darauf eingehen, wie und warum andere Einzelwissenschaften einen eigenen Begriff von Natur und dem damit erfassten Gegenstandsbereich entwickelt haben.

Ähnlich komplex ist der *Kulturbegriff*. Auch bei ihm gibt es antike Wurzeln, denn bekanntlich hat Cicero in seinen tusculanischen Schriften den Begriff der Kultur (der sich im Lateinischen auf das Pflegen bezieht) ins Philosophische übertragen, indem er die *cultura agri* (die Pflege des Ackers, die Landwirtschaft) mit der *cultura animi* (der Pflege des Geistes, der Philosophie) verglich. In seiner allgemeinsten Bedeutung bezieht sich Kultur auf das Schaffen und Pflegen, also insbesondere auf das Eingreifen in der Natur, wobei es bereits bei Cicero darum geht, die notwendigen Mittel für das Überleben zu schaffen.

Erst im späten 18. Jahrhundert entdeckt man den Kulturbegriff im Bereich der Philosophie und Gesellschaftsanalysen neu (vgl. Fuchs 2008). Moses Mendelssohn sprach damals davon, dass Bildung, Kultur und Aufklärung „Neuankömmlinge in der deutschen Sprache seien“. Die Attraktivität des Kulturbegriffs kann man daran erkennen, dass es bereits in den 1950er Jahren eine dreistellige Anzahl unterschiedlicher Verständnisweisen gab, wobei sich diese Anzahl auch aufgrund des *cultural turns* inzwischen auf eine vierstellige Anzahl vergrößert haben dürfte (Bachmann-Medick 2006). Ein gemeinsamer Nenner bei all diesen unterschiedlichen Bestimmungsversuchen und Verwendungsweisen dürfte

sein, dass es stets um ein eingreifendes Handeln des Menschen geht. Insbesondere greift der Mensch in die Natur ein, sodass aus der Natur eine „Umwelt“ entsteht:

„*Umwelt*: der Begriff wird heute oft gleichbedeutend mit ‚Natur‘ gebraucht. Von seinem ursprünglichen Sinn her ist er jedoch ein vorwiegend anthropozentrischer Begriff, der das für bestimmte Menschen und Menschengruppen – oder auch für andere Lebewesen – wichtige natürliche und soziale Umfeld meint. Von daher gibt es eigentlich nicht *die* Umwelt, sondern so viele Umwelten, wie es Lebewesen gibt. So hatte der Biologe Jakob von Uexküll (1864–1944) diesen Begriff verstanden, den er in die Ökologie einführte. Je mehr sich die Ökologie jedoch objektiven Zusammenhängen innerhalb der Natur widmete, desto weniger konnte sie einen derart subjektiven Umweltbegriff brauchen. Heute ist mit ‚Umwelt‘ häufig die natürliche Umwelt der gesamten Menschheit gemeint: also die ganze Erde, mit besonderem Schwerpunkt auf den durch den Menschen ausgelösten Wirkungsketten“ (Radkau 2002, S. 14).

Bei beidem, bei der „Natur“ und der „Umwelt“, geht es in unserem Zusammenhang um das Verhältnis, das der Mensch zu beidem hat: Es geht um die Spezifik des Weltverhältnisses des Menschen. Nun heißt es bei Meyer-Abich und Birnbacher (1997, S. 23) ganz richtig, dass unser Handeln Ergebnis unseres Selbstverständnisses sei. Darin kommt zum Ausdruck, dass es einen engen Zusammenhang zwischen unserem Verhältnis zur Welt und unserem Verhältnis zu uns selbst gibt. Weltverhältnis und Selbstverhältnis, Weltverständnis und Selbstverständnis, Weltbild und Menschenbild stehen jeweils in einem komplementären Verhältnis zueinander. Insbesondere bedeutet dies, dass die Aussage von Marx, die Industrie sei „das aufgeschlagene Buch menschlicher Wesenskräfte“, insgesamt auf alle gestaltenden Aktivitäten des Menschen in der Natur angewandt werden kann: An den Ergebnissen dieser Aktivitäten kann man erkennen, wie sich der Mensch selbst versteht und welche Persönlichkeitsstrukturen er jeweils in seiner Auseinandersetzung mit Natur und Umwelt benötigt, benutzt und entwickelt hat. Es handelt sich um das Prinzip der Aneignung und Vergegenständlichung: Menschen gestalten Produkte und Prozesse mithilfe ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse, die auf diese Weise in den Tätigkeitsergebnissen vergegenständlicht sind. Andere Menschen, die mit diesen Ergebnissen umgehen, erwerben über diesen Umgang die vergegenständlichten Kompetenzen. Es ist ein Prozess des informellen Lernens, wodurch sich zugleich die Kumulation des Wissens ergibt: Die nachfolgende Generation kann unmittelbar auf den Kenntnissen der vorangegangenen Generation aufbauen. Man kann dies als Grundprinzip der menschlichen Entwicklung ansehen. Dies gilt insbesondere im Umgang mit der Natur.

„Menschen verändern ihre Umwelt seit ungefähr zehn Jahrtausenden. Sie machten sich die Erde untertan, wie es in der Bibel heißt. Dabei wurden Landschaften kulturell

geprägt. Parallel dazu reflektierten Menschen über Landschaften und deren Wandel. Sie gingen dabei stets davon aus, dass es einst eine Welt ohne Menschen gegeben hatte. Diese Welt wurde später von Bauern in Besitz genommen und immer weiter umgestaltet. Dadurch bildeten sich immer wieder anders geprägte Landschaften heraus. Sie wurden interpretiert und bewertet; einige hielt man für besonders interessant oder spektakulär, andere wurden mit einem Paradies gleichgesetzt, angesichts als negativ bewerteter Veränderungen beklagte man den Verlust des einstmals Schönen. Menschen hielten bestimmte Landschaften für natürlich, andere für kulturell geprägt und wieder andere für zerstört. Als Natur sollte das gelten, was bereits vor der menschlichen Prägung gestanden hatte, als Kultur aber das Menschenwerk“ (Küster 2012, S. 7).

Anthropologische Grundlagen

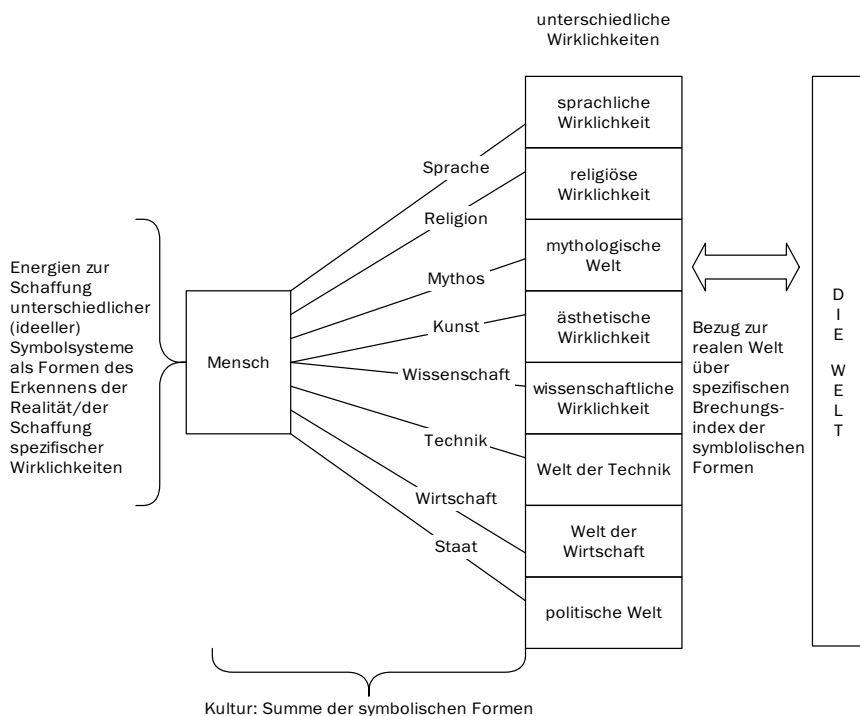
Der kanadische Philosoph Charles Taylor spricht immer wieder davon, dass der Mensch als „sich selbst interpretierendes Tier“ verstanden werden muss. Möglicherweise findet man in dieser Aussage ein Unterscheidungsmerkmal zwischen dem Menschen und anderen Tieren. Tatsächlich finden sich in der Geschichte unzählige Selbstinterpretationen von Menschen und Menschengruppen, wobei diese Interpretationen des Menschen stets auch eine Erklärung des spezifischen Ortes des Menschen in seiner Welt und der Art der Beziehungen des Menschen zur Welt enthalten.

Eine einflussreiche Beziehung ist im obigen Zitat von Küster bereits genannt worden, die biblische Aufforderung Gottes nämlich, sich die Erde untertan zu machen. Man kann dies unter dem Aspekt der Macht und Herrschaft verstehen, nämlich der Eroberung zum Zwecke der Nutzbarmachung. Der Mensch kann aber auch eine ästhetische oder epistemologische Zugangsweise zur Welt praktizieren. Es geht also auch um Fragen der Wahrnehmung, des Wissens und des Geschmacks, es geht bei Gestaltungsprozessen aber auch um Können und um Fertigkeiten, die man hat oder benötigt. Im Rahmen seiner Selbstinterpretationen entwickelt der Mensch oft auch Ordnungsvorstellungen über die belebte und unbelebte Natur, wobei es in allen Gesellschaften auch religiöse und mythologische Deutungen gibt. All diese Zugangsweisen haben zudem mit Wertungen zu tun, sodass der Mensch auch eine moralische Beziehung zur Welt und damit auch zu sich selbst entwickelt: Wie kann und darf er die belebte und unbelebte Natur nutzen? Welche Eingriffe sind nützlich und erlaubt? Inwieweit muss er Rücksicht auf andere Nutzer*innen nehmen? All diese Fragen werden heute etwa in den Disziplinen der Natur-, Umwelt-, Bio- oder Tierethik verhandelt.

Ernst Cassirer (1990) hat in seiner kulturphilosophischen und anthropologischen Begründung eines Menschenbildes eine Reihe unterschiedlicher Zugangsweisen des Menschen zur Welt (und zu sich) analysiert: Sprache und Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft, Politik und Technik, Religion und Mythos. Diese (von

ihm so genannten) „symbolischen Formen“ kann man als Mittel und Medien verstehen, mit denen der Mensch sich in Beziehung zur Welt und zu sich selbst setzt. Man kann daher diese integrierte Anthropologie und Kulturphilosophie auch als eine Medienphilosophie (in erweitertem Sinne) verstehen (vgl. Fuchs 2011).

Abbildung 1: Symbolische Formen als Weisen der Welterzeugung



Diese Sichtweise eröffnet eine weitere Perspektive, auf die schon Marx hingewiesen hat, dass nämlich die Möglichkeiten des Menschen so weit reichen, wie seine Mittel reichen. Diese Mittel können ideelle und geistige Strategien sein, sie können Methoden sein, die der Mensch beherrscht oder die er für spezifische Zwecke entwickelt hat, sie können aber auch ganz handfeste Werkzeuge und Maschinen sein, mit denen der Mensch in die Natur eingreift. In dieser Hinsicht kommt die Technik ins Spiel, die ebenfalls zwei Dimensionen hat, nämlich die gegenständlichen Mittel wie Werkzeuge und Geräte, aber auch die geistigen Werkzeuge und Methoden, die Kompetenzen, über die der Mensch verfügt (Fuchs 2019a). Die Geschichte der Umweltgestaltung kann daher auch aus der Perspektive der Technikentwicklung geschrieben werden (McClellan/Dorn 2001). Die genannten symbolischen Formen, also die unterschiedlichen Medien der Weltaneignung, erfassen durch ihren je spezifischen Zugang spezifische Aspekte ihres

Gegenstandes und setzen zugleich einen Schwerpunkt bei der Beschreibung des dazugehörigen Menschenbildes.

- *Technik*: handelnder und gestaltender Umgang mit der Natur – *homo faber*
- *Kunst*: ästhetischer (gestaltender, wahrnehmender und genießender) Umgang mit der Natur – *homo aestheticus*
- *Sprache*: kommunikativer Zugang – *das sprechende Tier*
- *Politik*: Orientierung des Handelns an den Dimensionen Macht und Herrschaft – *homo politicus, zoon politikon*
- *Ökonomie*: Orientierung an Aneignung und Wertschöpfung – *homo economicus*
- *Religion*: religiöser Zugang – *der religiöse Mensch*
- *Mythos*: narrativer Zugang zur Welt – *der mythologische Mensch*

In all diesen Fällen ist die Ambivalenz zu beachten, denn alle Mittel lassen sich in produktiver oder destruktiver Weise verwenden. Man kann mit einem Hammer nützliche Taten vollbringen, man kann ihn aber auch als Mordwerkzeug verwenden. In jedem Fall ist aber auch bei einer produktiven Verwendung der Aspekt der Zerstörung zu berücksichtigen. So hat bereits der Ökonom Joseph Schumpeter darauf hingewiesen, dass Produktion immer auch „schöpferische Zerstörung“ bedeutet. So muss man Bäume fällen und damit Wald zerstören, wenn man Möbel herstellen will.

Die entscheidende Frage, die sich heute angesichts der Umweltzerstörung stellt, kann also nicht darin bestehen, ob generell ein eingreifendes Handeln in die Natur erlaubt ist oder nicht, sondern es muss in jedem Einzelfall entschieden werden, inwieweit ein (auch zerstörerisches) Handeln legitimiert werden kann. Insbesondere geht es um den Umgang des Menschen mit Tieren, so wie dies heute kontrovers diskutiert wird. Es geht dabei nicht bloß um Massentierhaltung oder Tierquälerei, sondern auch um die Berechtigung von Zoos oder das Essen von Fleisch. Noch schwieriger ist die Frage danach, wo Grenzen im Umgang mit der Natur gesetzt werden. Selbst im Umgang mit der unbelebten Natur werden in ökologischer Perspektive heute deutliche („planetarische“) Grenzen bei dem Verbrauch natürlicher Ressourcen gesetzt (Rohstoffe und Bergbau, Wasser, Luft und Boden). Es gibt zudem das Problem des Umgangs mit Leben schlechthin, wenn es etwa um wenig geliebte Insekten oder pflanzliches Leben geht. Schwierig ist die Frage auch deshalb, weil man davon ausgehen muss, dass ein Großteil des Lebens auf und unter der Erde oder in den Tiefen des Ozeans noch unbekannt ist.